Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

45 (10.11.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Wie Hansjakob nach Hagnau kam / Von Rudolf Autenrieth

Wenn ein Beamter oder Geistlicher einen Wechsel im Ort seiner Amtstätigkeit vornimmt, so geschieht dies meistens deshalb, weil eine Stelle neu zu besetzen ist. Er hat sich darum beworben und sie erhalten.

Als der badische Volksschriftsteller Hansjakob sein Pfarramt in Hagnau am Bodensee antrat, war es auch so. Aber die Begleitumstände, mit denen alles verbunden war, waren so origineller Art und geben einen so tiefen Einblick in den eigenwilligen und aufrechten Charakter, und die Psyche Hansjakobs, daß es wert ist, ihrer heute noch zu gedenken.

Der Hagnauer Dorfpfarrer kam nämlich vom höheren Lehramt her, genauer gesagt, von einer Position, die höheres Lehramt und den Geistlichenberuf miteinander verband. Mit seinem Pfarramt in Hagnau sagte er sich vom Lehramt los, deutlich gesagt: er flog aus ihm hinaus. Und das alles vollzog sich folgendermaßen:

Es war im Frühjahr 1865, Hansjakob ist Vorstand der höheren Bürgerschule in Waldshut geworden, daneben fungiert er noch als Kaplan der Kaplanei zum Kalvarienberg. Sein Berufsstolz und seine beruflichen Hoffnungen gelten in erster Linie dem Lehramt: Professor zu werden deucht ihn ein großes Glück zu sein. Lächelnd denkt er später an diese Zeit zurück und segnet das Geschick, das ihn dem Lehramt entführte. Dieses Geschick aber, soweit nicht seines Schicksals Sterne in seiner eigenen Brust waren, wurde durch den badischen Kultusminister Jolly verkörpert. Im Jahre 1869 beginnt der Kulturkampf in Baden. Seiner inneren Einstellung gemäß bezieht Hansjakob seine Position auf der Seite der Kirche. Ein Büchlein über die „Salpeterer", eine religiöspolitische Sekte im Schwarzwald, eine Erstlingsprobe seiner Schriftstellerei, bringt den Stein ins Rollen. Der Kultusminister Jolly schreitet wegen seines für ihn anstößigen Inhalts ein, Hansjakob wird zum letzten Lehrer an der Schule, deren Vorstand er ist, degradiert. Er weigert sich, die Stelle anzunehmen und protestiert.

Karlsruhe schweigt.

In einer Rede in Engen im Hegau zieht der gemaßregelte Schulmann gegen Jolly vom Leder. Die Rede wird abgedruckt und nun erscheint der Staatsanwalt auf dem Plan. Und Hansjakob wird der Prozeß gemacht. Außerdem wird ihm eröffnet, daß das Ministerium seinen „Strich aus der Liste der akademisch gebildeten Lehrer" verfügt habe.

Nun bleibt ihm das Pfarramt. Der Bistumsverweser Kübel ruft ihn nach Freiburg und bietet ihm die Pfarrverwaltung in Endingen am Kaiserstuhl — der Pfarrer dort war eben gestorben — an. Er reist nach Endingen, das ihm nicht übel gefällt; gänzlich mißfällt ihm aber das Pfarrhaus dort: da bei ihm gut gewohnt halb gelebt ist, will er nicht nach Endingen. Das Pfarrhaus war nämlich eine alte, zerfallene Hütte. Da fällt ihm, für den eine schöne Gegend Hauptanziehungspunkt ist, in schlafloser Nacht ein, daß im Sommer 68 auf einer Studienreise nach München, am Bodenseeufer ein stilles, liebliches Dorf, großen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Es war Hagnau. Schon auf dieser Fahrt denkt er bei sich: da möchtest du Pfarrer sein. Nun macht er diesen Wunsch geltend. Und richtig: die Stelle ist unbesetzt. Der Pfarrverweser ist ein Württemberger namens Mohr. Mitte November hat Hansjakob seine Anstellung als Pfarrverweser in Hagnau in Händen.

Inzwischen ist auch sein Prozeß spruchreif geworden, und beides, der Prozeß vor der Strafkammer in Konstanz am 25. November, und die Besichtigung der neuen Pfarrverweserstelle, weiß er gut miteinander zu verbinden. Als ein zu 4 Wochen Festung verurteilter Mann — auch die Redakteure, die die Engener Rede hatten drucken lassen, bekamen eins aufs Dach — fährt er wohlgemut über den See. Es ist ein trüber, kalter Wintertag, an dem er von Meersburg her, seinem neuen Ziele zuschreitet. Kurz vor Hagnau begegnet ihm ein verdrießliches altes Weible, die Stiefmutter seines späteren Sakristans, und die Haushälterin seines Amtsbruders in Hagnau macht ein noch verdrießlicheres Gesicht. Er besieht sich — ohne viel Notiz zu nehmen — die Zimmer des Pfarrhauses, und der herrliche Blick auf den Bodensee versöhnt ihn mit dem unerquicklichen Empfang.

Auch der Empfang bei Bürgermeister Model ist eigenartig. Er fragt gleich — eben hat er die Konstanzer Zeitung aus der Hand gelegt — ob der Ankömmling der junge „Hetzkaplan" sei, der wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu vier Wochen Gefängnis verurteilt worden sei, und entpuppt sich als guter Liberaler (mit dem Hansjakob aber später recht gut fährt). In einer etwas unverfrorenen Weise, die Hansjakob aber gleichwohl imponiert, nimmt er für den alten Pfarrer Partei und bezeichnet den Pfarrverweser Mohr als „finster und bigott". Hansjakob gibt ihm zu verstehen, daß er weder das eine, noch das andere, sondern eine „andere Nummer" sei.

Nach Konstanz zurückgekehrt, wird er von der „Hauserin" des früheren Hagnauer Pfarrers weiter in den Hagnauer Dorfklatsch eingeweiht. „Die schwarzen Heuchler und Betbrüder" des Dorfes hat sie besonders auf dem Strich. In diplomatischer Weise dankt er für ihre Ausführungen und Ratschläge, und verspricht ihr, sie zu beherzigen. Bald ist es so weit, daß seine, von Waldshut herantransportierten Habseligkeiten in Konstanz von einem Fährmann auf sein Schiff zur Fahrt nach Hagnau verladen werden können. Er selbst fährt mit seiner Schwester, die ihm den Haushalt führt und mit seinen Singvögeln und Tauben, mit dem Dampfschiff nach Meersburg; von hier geht's mit einem elenden Gefährt auf der Landstraße nach Hagnau weiter (die Dampfer legten damals vielfach in Hagnau nicht an). — Es ist grimmig kalt. Die Schwester ist unglücklich, daß sie in ein so abgelegenes Dorf kommt.

Sein Herz aber jubelt, wenn er über den See hinsieht, und die tosenden Wellenschläge vor seinem Pfarrhaus geben seinem Leben neue Impulse. Anno 72 wird er durch Jollys Gnaden, der ihm als geprüftem Philologen das damals verlangte Staatsexamen schenkt, Pfarrer.

15 Jahre lang weilt er in dem idyllischen Fischerdorf. Die Freunde seiner schriftstellerischen Arbeiten und seiner Persönlichkeit wissen, was diese 15 Jahre in seinem Leben und Schaffen bedeuteten, wie sehr er mit seiner Gemeinde, mit der Landschaft, mit dem See verbunden war, welche soziale Tat die Gründung der Winzergenossenschaften durch ihn für die oft notleidenden Hagnauer immer bedeutete. Dankbar war er und viele andere für diese Wendung seines Schicksals. In den 70er Jahren hat der humorvolle Politikus einmal in einer öffentlichen Kammersitzung dem Minister Jolly seinen Dank für die Absetzung ausgesprochen.

Simplicianischer November

Wer im „Ewigwährenden Kalender" des Simplicissimus-Dichters Wetterregeln und Bauernpraktiken sich zu Gemüte führt, der gewinnt den Eindruck, als habe der November bei Grimmelshausen die Lust besonders angeregt, alles aufzunotieren, was an besinnlich und heiteren Vorstellungen und Bräuchen unter dem ländlichen Volk sich finden ließ. Hier mag eine Auswahl solcher Stücklein folgen:

Der rauhe Boreas läßt nunmehr seine Tücken
Durch Regen, Frost und Wind bei meiner Zeit erblicken
Dies wußt der Alte wohl und nennte mich davon:
Ich sey die Erstgeburt / des Winters erster Sohn.

Jetzt soll man anfahen / Hasen, Füchse, Wölfe und wilde Schweine zu jagen und zu fangen.

Iß wärmend Speiß / trink starken Wein /
Doch nicht zuviel; Arzney laß sein.
Ueb dich im Feld / doch nicht so sehr /
Leb mäßiglich / folg meiner Lehr.

Der Kohl / ein nützlich Garten-Gewächs und Zugemüs / ist umb diese Zeit am besten / und dauert also bis in den Januarium. Im Sommer aber soll er nicht genossen werden. Seine erste Brühe / darinn er gesotten worden / laxiert und ist denen schädlich / so über dieselbe nur ausgegossen nüchtern gehen. Erfror er selbst,macht er kein bös melancholisch Geblüt / sondern vielmehr gute Feuchtigkeit / wenn er nur der Gebühr nach recht zugerichtet wird.

Weil umb diese Zeit des Jahres wenig grüne Kräuter zu finden / solche in Trank zu legen und darüber zu trinken / so brauche Rosmarien dafor. Dieser erhält den Menschen / der ihn oft braucht / unglaublich lange jung geschaffen / welches dann ein untrügbar Zeichen guter Gesundheit ist. Es schreiben noch etliche / wer solchen Wein oft brauchet / könne nach seinem Tode nicht faulen. Solches zwar habe ich nicht / aber wohl das Vorige erfahren.

Ein Feucht- oder Dürrjahr wird so erkannt /
Mit einem Glas voll Wasser ohne Tand /
Am St. Andreae Abend dasselbe mach /
Lauft es über / so kompt ein feucht Jahr hernach.
Soll aber darnach folgen ein dürr Johr /
So bleibt es voll / schwebt oben empor.

Recht unverblümt ist die Bauernpraktik Grimmelshausens für den Andreastag, an dem bekanntlich die heiratslustigen Mädchen im Traum ihren Zukünftigen zu sehen wünschen: „In dieser Nacht wundern die jungen Hexen (sind's keine / so sind's doch H.... — sind's aber noch keine H.... / so werden sie es aber doch bald werden) das ist / sie treiben abergläubige / und zauberische Künste / wann sie der unnötige Fürwitz sticht / was sie inskünftige for Männer möchten bekommen; darüber manche ihr Ehr / künftig Glück und besorglich auch die Seligkeit verscherzen." Ein Blatt pflegte er nun einmal nicht vor den Mund zu nehmen, der Reichsschultheiß von Renchen und Dichter Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen, vor allem nicht in seinem „Ewigwährenden Kalender", einem der urwüchsigsten Werke des deutschen Schrifttums.

Lambert Rebholz

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 10. November 1951 | Nummer 45

Luginsland zwischen Donau und Bodensee

Ein wenig bekanntes badisches Städtchen im Hintergrund des Sees / Von Wilhelm Mechler

Nicht allzuviele kennen Pfullendorf, diese schöne, ein wenig abgelegene Stadt am äußersten Ende des badischen Landes, zwischen dem Donautal und dem Bodensee. Hochgetürmt ruht die Stadt wie ein Luginsland auf dem buckligen Hochgelände Oberschwabens. Inmitten eines weitab vom Hauptverkehr liegenden Bauernlandes ist Pfullendorf der Hauptort des oberen Linzgaues, war bis 1803 freie Reichsstadt, wurde dann stille, kleine badische Amtsstadt, bis sie 1936 auch das Bezirksamt verlor und Überlingen zugeteilt wurde.

Maßgebend für den oberen Linzgau sind seine Höhenlage, welche zwischen 600 und 830 Meter ü. d. Meer schwankt, und seine mittlere Jahrestemperatur mit 6,5 Grad Celsius (gegen 9,7 Grad in der Rheinebene). Zu vielseitigem Ackerbau eignet sich dieser Landesteil nicht, zumal der Ackergrund auf der kalkfelsigen Unterlage oft nur 20 Zentimeter dick ist. Die Natur hält den oberen Linzgau knapp an vielen Dingen, nur Futter und Frucht trägt der Boden. Die Viehwirtschaft ist der wichtigste Erwerbszweig. Zwei Drittel der Ortschaften des oberen Linzgaues sind ohne Anschluß an die Eisenbahn, selbst mittlere gewerbliche und industrielle Unternehmungen fehlen. Es ist also kein Wunder, wenn der alte Pfullendorfer Bezirk nur schwach besiedelt ist, auf 1 qkm wohnen nur etwa 56 Menschen.

Im frühen Mittelalter hatte der Ort als Sitz der Grafen von Pfullendorf eine gewisse Bedeutung. Nach dem frühen Aussterben dieser Grafenfamilie kam Pfullendorf an die Staufer, 1220 verlieh dem Ort der Staufenkaiser Friedrich II. Freiheit und Stadtrecht. In den folgenden Jahrzehnten gelang es der Stadt, nach und nach alle die Rechte und Befugnisse einer freien und Reichsstadt zu erwerben, z. B. das „privilegium de non evocando", d. h. das Vorrecht, daß kein Bürger vor ein fremdes Gericht gefordert werden durfte, 1414 erhielt die Stadt das Recht, über Leben und Tod zu entscheiden, die hohe oder Blutgerichtsbarkeit. Und schon im nächsten Jahr verpfändete Kaiser Sigismund das Besetzungsrecht des Stadtammannamtes, welches sich der Kaiser 1220 ausdrücklich zur Vergebung vorbehalten hatte, an die Stadt. Damit hatte Pfullendorf volle Selbstverwaltung und den Charakter einer freien und Reichsstadt erhalten.

In der Reformationszeit blieb Pfullendorf, wie Ueberlingen und Buchhorn (das heutige Friedrichshafen), katholisch, ebenso alle benachbarten Herrschaften und Fürsten. Im Bauernkrieg hielten die Pfullendorfer zum Reich. Mehrere wirtschaftlich bedeutende Klöster der Umgebung hatten innerhalb der Mauern Pfullendorfs ihre Pfleg- und Schaffneihöfe, in denen die Erträgnisse der dortigen Güter und Zinsen gesammelt und aufbewahrt wurden, so das Kloster Königsbronn bei Heidenheim als Patronatsherr der Stadtkirche, das Kloster Wald, das Spital Ueberlingen und besonders das reiche Zisterzienserkloster Salem, welchem u. a. das benachbarte Oberamt Ostrach mit 11 Ortschaften und Weilern gehörte.

Das „Obere Tor" von Pfullendorf

Das Spital Pfullendorf — aus unzähligen Stiftungen entstanden — verfügte über umfangreiche Besitzungen, Wälder, Wiesen, Hofgüter, ganze Ortschaften und zählte zu den reichsten Spitälern Süddeutschlands. Diese ehedem halb geistliche halb weltliche Stiftung besteht heute noch als Teil des städtischen Besitzes.

Im Dreißigjährigen Kriege litt die Stadt unter Kriegsabgaben, Plünderungen, Pest und Hunger, denen im Jahre 1629 fast 600 Einwohner zum Opfer fielen. Am Kriegsende waren 144 Häuser verlassen. Die späteren Franzosenkriege brachten mit den häufigen Durchmärschen der vielerlei Heere schwere Abgaben und Quartierlasten. 1803 kam Pfullendorf ebenso wie Ueberlingen an Baden. Die alte Reichsstadt wurde badische Amtsstadt. Das bis an die Tore Pfullendorfs reichende salemitanische Oberamt Ostrach (mit 11 Ortschaften) kam nicht — wie der übrige Besitz Salems — an Baden, sondern half das Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen vergrößern, dessen Fürsten gute Beziehungen zu Napoleons erster Frau Beauharnais hatten. Eine Heirat zwischen den beiden Häusern Bonaparte und Hohenzollern festigte diese Beziehungen und hatte zur Folge, daß Hohenzollern die große napoleonische „Flurbereinigung" nicht nur überlebte, sondern sogar vergrößert aus diesen Umwälzungen hervorging. Dadurch wurde Pfullendorf eines guten „Hinterlandes" beraubt.

Das heutige Stadtbild hat noch viel von seinem spät-mittelalterlichen Aussehen behalten. Besonders sehenswert sind: das „Obere Tor", ein Doppeltor mit hohem Wachtturm, die schönste Toranlage im Bodenseegebiet, das „alte Haus" aus dem 14. Jahrhundert, das Rathaus (1524) mit wertvollen Glasgemälden (Wappenfenstern) im Ratsaal, die gotische Pfarrkirche mit dem hervorragend barockisierten Innenraum, dessen Chor in seinem Stuckkleid „das denkbar reichste und in unerhörter Pracht prunkende Festkleid" besitzt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Martinstag in Baden / Von Franz Josef Meyer

Das Martinsfest war von altersher von großer Wichtigkeit im Volksleben und hat heute noch in unserem badischen Lande seine Bedeutung. An Martini waren einstmals die Zinsen, Pachtgelder, der Zehnte und andere Abgaben fällig. In diesem Zusammenhang ist die „Martinsgans" zu nennen, denn sie galt schon immer als Zinsgabe. Ueber den Zwang der Martinszinsen und ihrer schweren Arbeit auf dem Felde und im Haus haben die „armen Leute" das Schwelgen im Fett und Fleisch der Gans und dem „Neuen", der an diesem Tage einer ausgiebigen Prüfung unterzogen wurde, nicht vergessen. Ein wenig freudenbringender Tag. „Auf Allerheiligen und Allerseelen folgt Allerteufel", sagen die Kaiserstühler.

Im Schwarzwald wird um Martini das Vieh von den Bergen getrieben, das Spinnrad vom Speicher geholt, denn nun beginnt im bäuerlichen Leben die winterliche „Ruhezeit". Da an Martini das bäuerliche Arbeitsjahr endet, ist der 11. November der „Bündelistag". Mit anderen Worten, die Dienstboten wechseln ihre Stelle. Sehr häufig wurden die neuen Dienstboten auf dem „Martinimarkt" gedungen. Berühmt ist in dieser Hinsicht noch heute der Martinimarkt in Haslach. Auch der Donaueschinger Martinimarkt hatte für die Baar einstmals eine außergewöhnlich große Bedeutung. Knechte und Mägde, Hirtenbuben und Hirtenmaidle geben sich auf diesen Märkten ein Stelldichein.

Weit verbreitet war das Martinisingen. Es sind uns eine Reihe von Martinsliedern erhalten, die von jener „frumben" Tugend unserer „Alten" berichten. Das älteste uns erhaltene Martinslied ist ein Rodel oder Rodellus, ein Gesellschaftskanon aus dem 14. Jahrhundert. In Markdorf am Bodensee ziehen an Martini die Meßdiener, mit einer Laterne ausgestattet, von Haus zu Haus und singen ihr Martinslied, halb deutsch, halb lateinisch, also ein sogenanntes Mischlied aus der Wende des 15. Jahrhunderts. Der Brauch ist um 1630 bereits nachgewiesen. In Sigmaringen zieht die Jugend vor das Schloß, um den Besitzer zu grüßen: „Hier wohnt ein braver Mann, der uns vieles geben kann. Vieles soll er geben, lang soll er leben! Selig soll er sterben, das Himmelreich erwerben!" Geld und Früchte sind die Geschenke, die ihnen der Schloßherr reicht. In Meersburg am Bodensee und vielen anderen Orten kennt man den Martinszug, ein großes Ereignis für die Jugend. Heidelberg hat vor zwei Jahren diese Tradition aufgenommen, und nun ziehen Tausende von Kindern mit ihren Laternchen, das Laternenlied singend, auch heute wieder durch die alten Straßen und Gassen der Universitätsstadt.

Um Martini beginnt auch die Zeit der Hausschlachtungen. Im Schwarzwald, in der Lahrer Gegend, in der Ortenau und auch an anderen Orten gehen die „Säcklestrecker" um, das sind Buben, die an einer langen Stange ein Säckchen befestigen, das sie heimlicherweise an das Stubenfenster jenes Hauses legen, in dem geschlachtet wird. Später, wenn es gefüllt ist, wird es ebenso heimlich wieder geholt, wobei es natürlich Ehrensache ist, unerkannt zu bleiben.

Wer am Martinstag einen Bach entlangwandert, der wird vor allem in ländlichen Gebieten feststellen, daß alles dabei ist, Weiden zu schneiden, denn vor Martini soll man möglichst davon Abstand nehmen.

Schließlich aber hat der Martinstag noch andere Bedeutung. Am 11. 11., 11.11 Uhr treffen sich im schwäbisch-alemannischen Raum die Elferräte der historischen Narrenzünfte in ihren Zunftstuben zu einer ersten Beratung, wenn man so sagen will. Jedenfalls wird zu dieser Stunde entschieden, ob es eine „große" Fastnacht gibt, oder ob man diese Tage im kleinen bescheidenen Rahmen zu begehen gedenkt.

Strandgut am Ufer des Alltags

Ein xbeliebiger Alltag, den du wirklich erlebst, wird dich tausendmal festlicher berühren, als eines der üblichen Feste mit ihrer hohlen Pathetik.

*

An dir allein liegt es, daß der Alltag dir nicht langweilig wird. Versuch es — du kannst ihm Inhalt geben, durch den er sich nicht nur ertragen läßt, sondern sogar Gewinn abwirft.

*

Nichts bleibt dir der Alltag schuldig, was du selbst ihm nicht vorenthältst.

*

Lauf nicht hinter den Propheten einer „besseren Zukunft" her! Sieh zu, daß du mit der Gegenwart selber ins Reine kommst.

*

Nimm gelassen auch einmal — Ungerechtigkeiten hin. Sie ertragen zu können, hat einen tiefen Sinn!

Jodocus Vydt.

Ihr Matten lebt wohl / Von Friedrich Roth

Es hat geschneit. Der Weidetrieb ist zu Ende. Die große weiße Hand hat mit einem Male die ziehenden Herden von den Hängen weggenommen. Einen Sommer lang standen sie da oben. Die Winde und Wolken gingen über sie hin. Die Sonne ließ die scheckigen Felle aufleuchten. Und melodisch mischte sich das feine Klingen ihrer Glocken in das Rauschen der silbernen Bergbäche.

Aber nun ist das vorbei. Die kleinen Hirten kehren heim in die Städte, aus denen sie kamen, als das Frühjahrsgestirn am Himmel aufstieg. Lange bevor der Austrieb begann, kamen sie an, sich einzugewöhnen. Und dann kam der Tag der ersten Bergfahrt. Es war ein großer Tag. Der Bauer bestimmte die Stunde. Wer im Hause war, nahm eine Geißel und stellte sich damit beim Stalle auf. Allemal ist das so: das Vieh wird losgebunden. Der neuen Freiheit ungewohnt, begibt sich jedes der Tiere, eigentümlich nach Alter und Charakter, in Freie. Die einen stutzen, gehen dann gelassen ihres Weges, die anderen brechen in freudiger Wildheit hervor, und schwanzhoch mit gesenkten Köpfen tollen sie davon. Gleich auch haben sich übermütige Jungtiere oder futterneidische Rivalen an den Hörnern. Da heißt es unverzüglich dazwischenfahren. Und schließlich steht der Hirte mit der Herde allein am Berg.

Er ist Meister über das ihm vom Bauern anvertraute hohe Gut. Es wird alles gut gehen. Denn am Morgen vor der ersten Ausfahrt oder am Tage zuvor ging er mit der Bäuerin zur Kirche, den Bewahrer aller Geschöpfe um seinen Beistand anzurufen. Ein seltsam rührender Bittgang das! Es ist ja alles in den Kreislauf des Göttlichen eingefügt. Und in den Armen der großen gütigen Natur wird der Hirte mit seinen Kühen, Geißen und Schafen geborgen sein. Ihre lichte Einsamkeit ist um ihn einen Sommer lang. Und die heilige Stille der Höhe wird sich in sein junges Herz senken und wird seine junge Seele eigentümlich reifen lassen.

Und manchmal werden Wetter über die Hänge hinfahren. Und der Hirte wird stehen und nicht mucken, wenn ihm auch der Regen um die Ohren peitscht und das Wasser in seine Schuhe rinnt; denn das Vieh geht unablässig weiter seinen Weidegang, und der kleine Hirte ist kein Zärtling; er möchte es nicht sein. Und wenn hernach die Sonne wieder scheint, werden von Halde zu Halde die Zurufe der Genossen fliegen und zuweilen die Jodler aufsteigen zum hohen schweigenden Walde. Der Knall der Peitschen findet seinen Widerhall. Der Hirte ist ein Könner im lustigen Schwingen, und mancher versteht die Geißelschnur zu treiben besser als ein Karbatschenschwinger.

Aber nun liegen die Weiden verlassen. Ihre letzten Blumen hat der erste harte Schritt des Winters zertreten. Und der feuchte Nebel wabert in den Mulden. Und wenn auch der Schnee wieder weggehen wird, denn er fiel in den Dreck, und wenn er in den Dreck fällt, muß es sieben Mal schneien bis er liegen bleibt, die Kühe, empfindlich wie sie sind, die Muttertiere, dürfen nicht mehr aus dem Stalle. Im Stalle ist es warm. Dort liegen sie nun und mampfen und träumen von den freundlichen Ausfahrten in Gottes hohem Lichte. Und der Hagen scheppert mit der Kette am Troge, brummig. Die schelmischen Geißen kennen die Art ihres Gefährten aus heiteren Tagen. Aber fügsam stehen die wolligen Schafe, sofern sie die gefährliche Kilwe überstanden haben, in ihren Ständen. An den Wänden hängt das Geläute. Nur zuweilen tönt es leise, wenn unachtsam einer dran stößt. Die kleinen Hirten kehren heim in die Städte. Und den Zurückbleibenden wird noch lange das leise trauernde und doch hoffnungsfrohe Lied im Ohre liegen, das der letzte Hirte sang, sitzend unter einer Tanne im gläsernen Lichte, während die späte Sonne mit ihrem Golde über die herbstlichen Wiesen flutete:

„Ihr Matten lebt wohl,
ihr sonnigen Weiden!
Der Hirte muß scheiden,
der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,
wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai."

Der Müller als Bettler / Von Emil Dietmeier

Der Müller, von dem hier die Rede ist, betreibt eine große Mühle im Kappler Tal mit einem stattlichen Fachwerkhaus. das er dieses Jahr hat neu herrichten lassen. Er ist ein lustiger Mann, von dessen Streichen viel zu erzählen wäre. Er ist viel unterwegs, als ein moderner Müller aber nicht auf Schusters Rappen, sondern mit seinem Mercedes.

Diesen Sommer kam zu ihm ein armer Wanderer und bat um eine milde Gabe. „He du, wie gehen die Geschäfte", fragte der Müller, „was verdienst du so im Tag?" — Der meinte: „Je nachdem, einmal mehr, einmal weniger." — „Ja, wieviel denn ungefähr?" Der Kunde hielt es mit den großen Geschäftsleuten, die sich auch nicht gern ins Hauptbuch schauen lassen, und rückte mit der Sprache nicht recht heraus.

„Das muß ich doch einmal selber ausprobieren! Kannst du eigentlich was, außer fechten? Mit was verdienst du denn dein Geld?" — „Ich sing' den Leuten halt was vor!" — „Großartig", rief der Müller, singen kann ich auch. Ich bin im Gesangverein. Da singen wir zu zweit. Komm' wir fahren gleich los. In meinem Auto!"

Vorher nahm unser Müller erst eine Verwandlung seines äußeren Menschen vor. Er holte aus der Fastnachtskiste den Hamberles-Anzug, nahm einen Borbelstock in die Hand und schon saßen die beiden fahrenden Sänger im Wagen.

Sie fuhren ein gutes Stück das Land hinauf und kamen in die Freiburger Gegend. Bei Kirchhofen — so soll das Dorf heißen — stiegen sie aus, stellten den Wagen abseits und zottelten miteinander ins Dorf. Vor der größten Wirtschaft fingen sie an zu singen:

Müde kehrt ein Wandersmann zurück,
Nach der Heimat, seiner Liebe Glück.
Doch bevor er tritt in Liebchens Haus,
Kauft er für sie den schönsten Rosenstrauß.

Die Gäste guckten aus den Fenstern. Die Kirchhofener blieben auf der Straße stehen. So schön hatten sie das Lied noch nie gehört. Und obwohl es von Kirchhofen nach Schenkenzell ziemlich weit ist, fielen etliche Zehnerle in den alten Gogs. Und als die zwei das Lied vom müden Wandersmann noch einmal sangen, regnete es nur so von Groschen. Die beiden dankten als höfliche Kunden und zogen bis zur nächsten Ecke. Doch ehe sie die nächste Strophe herausbrachten, stand vor ihnen der Ortspolizist und verlangte die Papiere. Er hatte die beiden zerlumpten Kerle aus dem eleganten Wagen klettern sehen und dachte: Die mußt du dir genauer ansehen, die Strolche, die mit einem neuen Mercedes daherkommen und betteln. Wo haben die das Auto geklaut?

Der alte, der echte Kunde krabbelte in seinen Lumpen herum und brachte richtig seine Flebben zum Vorschein. Und sie stimmten sogar! — Jetzt der Andere! — „Ich hab' sie nicht dabei." — Oha, das kennt man bei euch Brüdern! Kommt beide mit!"

Was machen wir jetzt, dachte der Müller. Das geht letz. — „Hören Sie, Herr Wachtmeister", begann er, „die Geschichte ist anders. Ich bin der Müller Sowieso aus K." — „Hoppla", rief der Ortspolizist, s'kommt immer besser. Da hab' ich die richtigen Vögel erwischt."

Jetzt gab's einen großen Lärm auf der Straße. Das halbe Dorf stand drum herum. Der Kunde, der mit dem Mercedes daher kam, der bettelte und behauptete ein Müller zu sein, der gefiel ihnen, der machte ihnen Spaß. Sie nahmen Partei für ihn und schalten ihrerseits mit dem Ortspolizist; andere nahmen wieder dessen Partei und sagten: Solche Spitzbuben muß man einsperren! Es sah bald nach einem allgemeinen Aufstand aus.

Da kam gerade ein Kurgast aus Krotzingen des Weges, ein Fabrikant aus dem Heimatort des Müllers. Der kannte den Fechtbruder, der da mit dem Ortspolizisten herumlärmte, zwar nicht. Der aber ihn. „Um Gotteswillen, Herr N., Sie kommen mir gerade recht. Sagen Sie dem Polizisten, ob ich der Müller aus K. bin oder nicht!" Der bestätigte das, zeigte dem Ortspolizisten, für den die Sache immer verrückter wurde, seine eigenen prima Ausweispapiere. Und schließlich ließ sich der Polizist überzeugen. Er schrieb den Müller aber trotzdem in sein Buch und sorgte für einen gehörigen Strafzettel „wegen groben Unfugs." Denn die Kirchhofener Polizei versteht keinen Spaß, wenn einer im Bettlerkostüm in einem modernen Mercedes durchs Land fährt und die Leute rebellisch macht.

Novemberblatt / Von Friedrich Schnack

Mit den bunten und goldenen Blättern, die der Oktober in sein Laubgewand genäht hatte, stob der Schmuck des Herbstes in den Wind. Der den Winter bringende November hüllt sich in ein Nebelgewand. Nicht mehr aus der Ferne spricht die Welt zu uns — wir haben nur noch die Nähe, die nächste Umgebung. Dennoch schimmern noch Blumenbeete, kleine Gärtchen. Sorgfältig gehegt, blühen sie auf den Gräbern der Verstorbenen, auf den kleinen Grund- und Rasenstücken der Trauer und Erinnerung.

Das Licht ist der Lebensfunke im frühzeitig hereinbrechenden Abend. Es wehrt die Dämonen und die Hauchgestalten vor den Türen ab. Am Tag des heiligen Martin feiern vielfach die Kinder das Laternenfest. Sie haben aus Pappdeckel bunte Laternen oder einen Kürbis und eine Runkelrübe ausgehöhlt, mit Löchern für Augen, Nase und Mund, und den Kopf, erhellt durch eine Kerze, auf einen Stock gespießt. Sie singen in den Gassen:

Nehmt den Kürbis in die Hand,
Schnell das Lichtlein angebrannt!

Auch spielen schon Weihnachtsgedanken durch die jungen Seelen, mag es auch noch Wochen bis zum Weihnachtsabend dauern. Hans baut ein Lichthäuschen mit Schornsteinen, Grete, die im August reife Mohnköpfer sammelte, fertigt aus ihnen und buntem Seidenpapier hübsche Püppchen, Peter baut ein Windrad, denn der November bringt außer Nebel auch Wind. Der Vater hat auf die heiße Ofenplatte ein Fichtenzweiglein geworfen: der schmorende Harzgeruch läßt Weihnachtsduft erahnen.

Noch ehe der Buß- und Bettag begangen sein wird, ist auch schon der Wind über die Hügel herabgerannt und hat seine Wolkenscharen aus dem Westen herbeigetrieben. Feine Regenschnüre weben sich durch die Luft, und wo einst der Nebel seine Schleier bauschte, spinnt nun der Regen seine Schleppe. Und wenn der Regen fällt, ist es in den Stuben am angenehmsten und behaglichsten: die Hausbewohner versammeln sich nach der Tagesarbeit um den Tisch im Lampenschein. So hat auch der graue November seinen heimlichen Zauber. Der Monat ist auch sonst nicht arm, drei große Frauen zeichnen ihn aus: Elisabeth, die barmherzige, Cäcilie, die musikalische, und Katharina, die weise. Am 19. ist der Tag der heiligen Elisabeth: sie teilte ihr Brot mit den Armen und Flüchtlingen. Am 22. kommt Cäcilie an die Reihe: sie wurde einst von einem Wüterich im Bade enthauptet. Mit einem Lied auf den Lippen starb sie. Aber die Töne sind unsterblich: Cäcilie wurde die Patronin der Musik, die Orgelheilige. Katharina aber bringt die laute, weltliche Musik vielerorts zum Verstummen. Am 22., ihrem Tag, beginnt in manchen Gegenden die „geschlossene Zeit" mit Tanz und Heiratsverbot:

„Kathrein
Schließt Geig und Baß ein!"

Ein Bauernspruch meldet kurz und bündig:

„Sankt Kathrein
läßt den Winter ein!"

Die Luft weht jetzt schärfer, bald wird es schneien, das Feuer muß eifrig unterhalten werden.

Aber mit nicht geringerem Feuereifer unterhalten unsere Freunde die edle Kunst der Hausmusik: sie haben sich mit ihren Instrumenten dem Dienst der Schutzherrin Cäcilie geweiht. Wir haben die Freude, ihnen zu lauschen: gelenkig und fein führt Isabel den Bogen, Beatrice entlockt ihrer Böhm-Flöte glitzernde Läufe, Adriane begleitet auf dem Klavier, und Erwin läßt auf dem Cello seinen schönsten Triller hinhinschmelzen.

Schöne, abendliche und gütige Hausmusik! In ihr ist ein Heilmittel enthalten, und der November mit seiner Stille und Besinnlichkeit dürfte die beste Zeit dafür sein. Denn auch Töne und Lieder erhellen die Finsternis, sie wirken wie Licht.

So ist der November nicht nur ein Nebel und Totenmonat, er ist auch ein Monat der heimlichen Freuden und zarten Beglückungen, der Sammlung und Vorbereitung. Sein letzter Tag ist der Andreastag. Andreas ist der Künder der Zukunft. Sicherlich wird er jenen naiven jungen Mädchen, die in der Andreasnacht nach ihrem zukünftigen Liebhaber fragen:

Heiliger Andreas, ich bitt dich,
Daß mir in dieser Nacht erscheint
Der Herzallerliebste mein!

eine erfreuliche Antwort geben. Vertraut man nicht auf ihn, werden die Orakel befragt. Gern werden Nuß-Schiffchen mit dünnen Wachslichtchen in eine Schüssel mit Wasser gesetzt. Schiffe, die sich nachts begegnen und berühren, sind ein gutes, die sich voneinander entfernen, ein ungünstiges Zeichen. Das bevorzugte Mädchen erwartet sein Glück, das enttäuschte Mädchen aber muß noch ein Jährchen warten, bis zum nächsten Schifflein-Spiel im nächsten November.

WSP.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg